



Inhaltsverzeichnis

Geschäftsleitung

99 Der Spekulant

Nachgefragt

100 Weshalb, Herr Harr, ist die private Unterstützung behinderter Menschen nötig?

Aus unserem Kundenkreis

102 Louis Erard – edle mechanische Uhren zum erschwinglichen Preis

104 Inter-Translations SA – die mit den Sprachen tanzen

Neue Produkte

107 «1191 Gramm Bern» – kein Gramm zu viel

Stämpfli Verlag AG

110 Wer ist Prof. Monika Pfaffinger?

Stämpfli Verlag AG · Sachbuch

113 Passepartout – eine Schriftenreihe der Burgerbibliothek Bern

Neue Produkte

115 Tablet-PCs: neue Publikationswege im digitalen Zeitalter

Polen

117 Museumsstadt Warschau

Freizeit

119 Die Medizin zur Zeit der Römer

NBU

121 Bewegung beginnt im Kopf

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

122 Zum 40-Jahr-Jubiläum von Alfred Streit

124 Neu unter uns

126 Personalmutationen 2011

127 Hauschronik

Titelbild

Von Greyerz mit Trumscheit, Rudolf Münger, Aquarell, 1898 (s. Artikel S. 113)
Foto: Burgerbibliothek Bern

Impressum

Die Marginalie wendet sich alle Vierteljahre an die Mitarbeitenden, die Kundschaft und die Partner der Stämpfli AG Bern. Redaktionsschluss für die nächste Nummer: 27. Januar 2012. Beiträge und Anregungen sind sehr erwünscht. Nachdruck auf Anfrage gestattet.

Die Marginalie s'indirizza ogni tre mesi alle/ai collaboratrici/tori, alla clientela ed ai partner della Stämpfli SA Berna. Chiusura della redazione per il prossimo numero: 27 gennaio 2012. Riproduzione è permessa dietro domanda.

Die Marginalie s'adresse tous les trois mois aux collaborateurs/trices, à la clientèle et aux partenaires de Stämpfli SA Berne. Le délai de rédaction du prochain numéro: 27 janvier 2012. La reproduction est autorisée après demande.

Fotos:

Claude Beauge
Rafal Cwenk
Inter-Translations SA
Louis Erard
Caspar Martig
Melanie Schweizer

Gestaltung:

Désirée Maire

Redaktionskommission:

Bettina Biedermann
Martin Clausen
Monika Furer
Désirée Maire
Jelena Nieroba
Benita Schnidrig
Peter Stämpfli
Bea von Känel

Redaktion:

Antonia Lüthi
Claude Beauge

marginalie@staempfli.com

Stämpfli AG

Wölflistrasse 1
CH-3001 Bern
Telefon +41 31 300 66 66
www.staempfli.com

Der Spekulant

Peter Stämpfli

Ein Börsenspekulant ist ein Hasardeur, der nicht abgewogene Risiken eingeht, der wettet. Er hat nur den Gewinn vor Augen, den Lottotreffler. Von ihm soll noch die Rede sein, doch lassen Sie mich Ihnen zuerst aus meiner Kindheit erzählen, die ich in den 60er-Jahren verbracht habe. In die Ich-Form schliesse ich meine drei älteren Geschwister ein, die ja dieselben Erfahrungen gemacht haben – wobei ich gleich hier ihren ersten Zwischenruf höre, wie es in unserer Familie üblich ist: Wir haben untereinander stets eine Anmerkung anzubringen. Also. Wie Sie sicher auch, haben wir zu Hause einiges mitbekommen, das unser Leben begleitet, so die Tischmanieren, die strikt eingefordert wurden. Alles musste mit Messer, Gabel oder Löffel gegessen werden. Poulet-beine ebenso wie, was damals selten vorkam, Crevettenschwänze; alles mit Ausnahme des Brots. Als Kinder haben wir darüber geflucht, nicht am Tisch natürlich, dort galt die Tischsprache, die im Gegensatz zur Schulwegsprache klaren Anstandsregeln unterworfen war. Als Erwachsener habe ich dieser Erziehung oft gedankt, wenn ich im Anzug und mit Krawatte irgendwo irgendetwas fein essen musste. Um die Krawatte zu schonen, erlaube ich mir wie mein Grossvater mütterlicherseits, die Serviette über

dem drittobersten Hemdknopf einzustecken. Selbstredend, dass ich den Teller leer essen musste. Abhängig vom Menü war dies bisweilen ein wahrer Kampf, und wollte dieser kein Ende nehmen, mussten wir in die Küche und durften, um nicht alleine zu sein, den Hund mitnehmen, der sich gierig über das elende Gemüse und die fettige Saucisson vaudoise hermachte. Natürlich wurde ich dazu angehalten, beim Essen beide Hände auf dem Tisch zu halten, dabei wurde verschiedentlich angemerkt, dass dies in England schon anders sei; eine erste kleine Schulung in Multikulti also. Emanzipation war nicht unwichtig, meine Mutter hat sie eingeführt, was hiess, dass mein Bruder und ich mehr als die Schwestern arbeiten mussten, meinten wir. Und was heisst, dass die jüngere der Schwestern noch heute der Meinung ist, dass ich nur deshalb so gut geraten sei, weil sie mich erzogen habe. Sic!

Eine Meinung haben und vertreten dürfen war zu Hause gefragt, das Sprechen am Tisch ausdrücklich erlaubt, gar gefordert, und wenn ich, als stilles Kind (wirklich!), länger nicht sprach, wurde eine mögliche Erkrankung vermutet. Die Diskussionen waren intensiv, zum Ärger des Vaters bisweilen chaotisch und oft einander über-tönend. Nicht zwingend einfach, aber abhärtend.

Klar und deutlich wurden mir Werte vermittelt. Respekt, Gerechtigkeit, Hilfsbereitschaft und Engagement für die Gemeinschaft, Ehrlichkeit. Dazu stehen, was man gesagt und getan hat. Die Gleichwertigkeit des Menschen ungeachtet seiner Herkunft, seines Stands und seiner Ausbildung, wobei es zwei erwähnenswerte Ausnahmen gab: der Neureiche und der Spekulant. Als Neureicher galt nicht der erfolgreiche Jungunternehmer, der vermögend oder reich geworden war, sondern der, der das Geld angeberisch ausgab. Die negative Steigerung des Neureichen war der Spekulant, ein Krimineller eigentlich, wenn auch durch das Gesetz nicht verfolgt. Wenn über Spekulanten gesprochen wurde, sagten die Stirnrunzeln, die wie Gewitter-

wolken auf dem Gesicht meines Vaters lagen, mehr als tausend Worte.

Ich wusste, wo ich zu Hause war, an wen ich mich mit Sorgen wenden konnte, wenn ich wollte. Trotzdem sei angefügt, dass auch ich seit meiner Kindheit den üblichen Rucksack mit Ballast mittrage, Dinge, die es als Erwachsener zu bewältigen galt. Einiges habe ich in den letzten Jahren über Bord geworfen, vieles habe ich schätzen gelernt. Überhaupt begann ich als Erwachsener, die gelernten Dinge zu differenzieren und zu relativieren. Doch an drei Dingen halte ich fest. Erstens an den Werten, zweitens am Essen mit Besteck und drittens an meiner Meinung über Spekulanten. ♦

Nachgefragt

Weshalb, Herr Harr, ist die private Unterstützung behinderter Menschen nötig?

Wir leben heute in einer schnelllebigen, meist oberflächlichen Gesellschaft, in der der Wettbewerbsgedanke immer ausgeprägter wird und die Anforderungen an jeden Einzelnen konstant ansteigen. Behinderte Menschen und ihre Familien sind in ihrem Alltag mit grossen Sorgen und Ängsten konfrontiert und müssen heute immer wieder um ihren Platz in der Gesellschaft kämpfen. Privates Engagement wirkt dieser Entwicklung entgegen und ermöglicht Teilhabe

am gesellschaftlichen Leben. Privates Engagement hilft, dass behinderte Menschen eine Stimme erhalten und ungehindert ihren Platz in der Gesellschaft finden. Der Spardruck wird immer grösser. Wichtige Leistungen werden gekürzt oder ganz gestrichen. Dies stellt die Betroffenen vor immer grössere Herausforderungen.

Deshalb sind Familien mit behinderten Angehörigen auf rasche und unbürokratische Hilfe ange-

wiesen. Gerade kostspielige Anschaffungen wie ein höhenverstellbares Pflegebett, Ausgaben im Transportbereich oder Investitionen in den behindertengerechten Umbau der Wohnung übersteigen das Budget einer Familie bei Weitem. Schwer behinderte Menschen sind ein Leben lang auf Pflege und Betreuung angewiesen. Dank privater Unterstützung können zusätzliche Therapien und Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden, die das Leben erleichtern. Unzählige Institutionen sind dank privater Unterstützung entstanden, die behinderten Menschen Wohn-, Förder- und Arbeitsplätze ermöglichen. Dadurch erhalten sie Anerkennung, Wertschätzung und einen sinnvollen Tagesablauf. So manches Freizeit- und Entlastungsangebot würde ohne das Mittragen privater Hilfe nicht existieren.

Engagement bedeutet Fortschritt. Engagement bedeutet, Verantwortung zu übernehmen und Vorbild zu sein, andere zu begeistern, sich für seine Sache einzusetzen. Behinderung ist Schicksal, ihre Folgen eben nicht. Mit den Mitteln der öffentlichen Hand alleine wären diese Hilfeleistungen nicht möglich. Mit privatem Engagement können Lücken geschlossen werden, die von der Invalidenversicherung nicht abgedeckt werden. Privates Engagement setzt dort ergänzend ein, wo dies die öffentliche Hand oder Versicherungen nicht im erforderlichen Masse können. Aktivitäten müssen aber in enger Kooperation mit staatlichen Strukturen und Kompe-

tenzen einhergehen. Lücken können sich schnell und unerwartet auftun, ein Hilfswerk muss wachsam sein, diese rasch erkennen und reagieren. Es braucht Sensibilität.

Privates Engagement ermöglicht auch Innovation. Innovative Angebote wie eine Autofahrschule für Menschen im Rollstuhl oder eine nationale Vermietung von Spezialvelos sind Früchte privaten Handelns. Auch können dank privaten Geldern in frühen Projektphasen Signale gesetzt werden, die für weitere Entscheidungsträger «Schuhlöffel» sind. Hilfe ist besonders dann wertvoll, wenn sie schnell und unkompliziert erfolgt. Damit diese private Hilfe über



Michael Harr (40), lic. rer. pol., hat 2001 sein Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Basel mit dem Lizentiat der Betriebswirtschaftslehre, mit Schwerpunkt Marketing und Gesundheitsökonomie, abgeschlossen. Weiterbildung zum NPO-Manager am Verbandsmanagement-Institut der Universität Freiburg. Nach Tätigkeit bei zwei Banken in London und Paris war er mit Führungsfunktionen sowie mit Marketingaufgaben in verschiedenen KMU und bei einer grossen Non-Profit-Organisation betraut. Seit 2006 ist er Geschäftsleiter der Schweizerischen Stiftung für das cerebrally gelähmte Kind. Harrs Frau ist Ergotherapeutin, das Ehepaar hat zwei Kinder.

Hilfswerke Wirkung entfalten kann, muss sie unbürokratisch, professionell und mit geringen Verwaltungskosten verbunden sein; und vor allem das geleistet werden, was versprochen wird. Denn private Hilfe ist immer auch Vertrauenssache und bringt im Gegenzug Verantwortung mit sich. Mit Engagement und einer ehrlichen und transparenten Informationspolitik

muss sich ein Hilfswerk dieses Vertrauens würdig erweisen. Dann kann das WIR gewinnen.

Man ist sich oft nicht bewusst, wie schnell wir von der einen auf die andere Seite des Lebens geraten können. Behinderung kann jederzeit uns alle treffen. Gemeinsam können wir etwas bewegen. Was hindert uns, es gemeinsam anzupacken? ♦

Aus unserem Kundenkreis

Louis Erard – edle mechanische Uhren zum erschwinglichen Preis

*Claude Beauge, Projektleiter
Corporate Publishing*

Louis Erard feiert in diesem Jahr 80 Jahre mechanische Uhrmacherkunst! Zu diesem Jubiläum präsentiert das Uhrenhaus aus Le Noirmont die neue Kollektion

In Le Noirmont werden die hochwertigen mechanischen Uhren von Louis Erard in Schweizer Uhrmachertradition zusammengebaut.

«Excellence» – «eine attraktive mechanische Geburtstagskollektion, vielfältig und exklusiv, für Ästheten, die wahre Uhrmacherkunst zum angemessenen Preis zu schätzen wissen», wie das Unternehmen die neue Uhrenlinie beschreibt.

Vier Kollektionen

Neben «Excellence» führt die Uhrenmanufaktur drei weitere Kollektionen. «1931» heisst die erste Kollektion und erinnert an das Jahr 1931, als Louis Erard die allererste eigene Uhr produzierte. Die Basiskollektion «Héritage» zielt auf eine eher klassische Kundschaft. Ferner produziert das Unternehmen «Emotion», eine Uhrenfamilie nur für Frauen. Alle diese mechanischen Armbanduhrer werden jährlich in einer Broschüre ins richtige Licht gerückt. «Das Bekenntnis zu klassischer



Eleganz und die Liebe zu schönen Stücken zeichnet nicht nur die Louis-Erard-Uhren aus, sondern auch unsere Publikationen», sagt Susanne Farner, bei Louis Erard für das Marketing zuständig. «Die klassischen Uhren in Stahl, 18 ct Roségold oder mit Diamanten besetzt auf schwarzem Hintergrund optimal zur Geltung zu bringen – dies ist nur eine der drucktechnisch hohen Anforderungen an unseren Druckpartner. Professionelle Beratung, Lösungsvorschläge für kreative Ideen, Zuverlässigkeit in der Planung und Ausführung sowie die Preissensibilität sind weitere wichtige Punkte. Mit der Wahl von Stämpfli haben wir diesen Partner gefunden.»

Wechselvolle Geschichte

1929 gründet Louis Erard in La Chaux-de-Fonds die Firma Louis

Erard & André Perret. Ursprünglich war sie hauptsächlich in der Montage von Uhrenteilen für andere Uhrenfirmen tätig. 1931 kommt die erste eigene mechanische Uhr von Louis Erard auf den Markt. 1937 beschäftigt die Firma bereits über 60 Personen, die Montage für Dritte bleibt aber bis 1980 das Hauptgeschäft. 1992 wechselt das Unternehmen wegen finanzieller Schwierigkeiten den Besitzer und zieht an den heutigen Standort nach Le Noirmont um. Anfang der 90er-Jahre droht die Marke gar in Vergessenheit zu geraten. Doch 2003 gelingt es Alain Spinedi, eine Investorengruppe zu gewinnen, die ihn beim Wiederaufbau unterstützt. «In der Uhrenbranche gab es mehr als 600 Marken, als ich Louis Erard

Dieses Damenmodell besticht durch schlichte Eleganz.



übernahm. Es stellte sich die Frage: Wie kann die Marke 601 überleben? Niemand kennt sie, niemand braucht sie, und fast niemand will sie», erklärt CEO Alain Spinedi die Ausgangslage. Dank der freundlichen Aufnahme durch die Märkte steigt die Uhrenproduktion steil an. 2007 übertrifft die Jahresproduktion 17 000 Stück, während sie 2003 noch unter 1000 gelegen hatte. 2010 schliesslich wird die 100 000. mechanische Uhr produziert. Laut CEO Alain Spinedi ein

schöner Beweis für den Erfolg der Marke: «Und auch künftig wollen wir allen Uhrenliebhabern beweisen, dass Know-how, kompromisslose Qualität und selbst kleine Komplikationen Träume sind, die zu erschwinglichen Preisen für jedermann Wirklichkeit werden können!» Daran arbeiten in Le Noirmont zurzeit 26 Personen, darunter 9 Uhrmacher.

Mehr Informationen zum Unternehmen unter www.louiserard.ch ♦

Aus unserem Kundenkreis

Inter-Translations SA – die mit den Sprachen tanzen

*Martin Clausen, PR-Redaktor
Corporate Publishing*

«Herzlichst Glückwunschn zu gemutlicher Weihnachtskerze Kauf. Mit sensationell Modell GWK 9091 Sie bekommen nicht teutonische Gemutlichkeit fuer trautes Heim nur, auch Erfolg als moderner Mensch bei anderes Geschlecht nach Weihnachtsganz aufgegessen und laenger, weil Batterie viel Zeit gut lange. Zu erreichen Glückseligkeit unter finstrem Tann, ganz einfach Handbedienung von GWK 9091.»

Von komisch bis tragisch

So oder ähnlich klingt es, wenn Menschen oder Maschinen sich einer Sprache bedienen, die sie nur vom Hörensagen kennen. Die meisten von uns mögen sich über

derartige Texte amüsieren. Und gerade aus der Sparte Bedienungsanleitungen – aus der das obige Beispiel stammt – sind wir uns mittlerweile schon einiges gewöhnt. Doch für die Absender schlechter oder falscher Übersetzungen können sich noch weitaus unangenehmere Folgen ergeben als ein Sich-lächerlich-Machen. Ein Übersetzungsfehler etwa in einer Pressemitteilung kann die Reputation eines Unternehmens ernsthaft und nachhaltig beschädigen.

Professionalität zahlt sich aus

Mit dem richtigen Partner kann man sich derlei Ärger ersparen. Zum Beispiel mit der Inter-Translations SA (ITSA) in Bern, die seit mehr als 35 Jahren professionelle Übersetzungsservices anbietet. Mit



Das ITSA-Team:

**Links: Danielle Cesarov, dahinter Nikola Cesarov
Ganz hinten: Jürg Weber, Andreas Papalini, Filip Cesarov
Vorne: Karin Grütter, Anita Schärer, Ivana Makaloski,
Peter Caviezel, Stefan Schranz**

grossen Erfolg. Untergebracht ist das Übersetzungsbüro in einem wunderschönen Jugendstilbau im beschaulichen Stadtbach-Quartier unweit des Berner Bahnhofs.

Übersetzungen und mehr

Vergilbte Diktionäre und jede Menge eingetrockneter Kaffeetaschen – in diese Richtung gehen die landläufigen Vorstellungen von einem Übersetzungsbüro. Auf die ITSA treffen sie nicht zu. Als Inbegriff einer modernen Übersetzungsdienstleisterin hat sie ihren Service im Laufe der Zeit kontinuierlich ausgebaut. Neben dem klassischen Übersetzungsservice umfasst die ITSA-Dienstleistungspalette die Bereiche Projektleitung, Sprachunterricht, Desktop Publishing, Translation-Memory-Systeme, Webdesign und Dolmetschen.

10 Mitarbeitende – 150 Partner

Für den reibungslosen Ablauf all dieser Dienstleistungen engagieren sich Tag für Tag zehn aufgestellte Mitarbeitende. Die meisten von ihnen verfügen selber über ein Übersetzerdiplom und sind schon seit Jahren Teil des ITSA-Teams. Unter der Leitung von Geschäftsführerin Danielle Cesarov-Zaugg hat das sympathische Familienunternehmen über Jahrzehnte hinweg ein leistungsfähiges Netzwerk an externen Fachkräften aufgebaut. Mittlerweile arbeitet die ITSA auf regelmässiger Basis mit rund 150 Fachübersetzerinnen und -übersetzern aus der ganzen Welt zusammen, die nach strengen Kriterien ausgewählt werden. Dies garantiert den Kundinnen und Kunden Textübersetzungen in höchster Qualität – ganz egal, um welche Sprache es sich handelt.



Nicht nur im Winter eine Pracht: das ITSA-Gebäude am Pavillonweg 14 in Bern

Grenzen überwinden

Wer schon einmal mit ausländischen Geschäftspartnern zu tun hatte, weiss genau, wie wichtig es für den Geschäftserfolg ist, neben den richtigen Worten auch die richtigen Töne zu treffen. Sprachliches Know-how allein garantiert noch lange keine gute Übersetzung. Genauso wichtig ist interkulturelle Kompetenz, die Fähigkeit also, sich vorurteilsfrei an den Kulturen und Ländern zu nähern. Insofern ist Übersetzen ein Seiltanz zwischen den Sprachen und damit automatisch auch zwischen den Kulturen.

Kulturelles Engagement

Das Vermitteln zwischen den Kulturen ist für die ITSA auch ausserhalb des beruflichen Alltags zentral. Schon seit Jahren setzt sich Danielle Cesarov-Zaugg im In- und Ausland für die Verbesserung

des interkulturellen Miteinanders ein. Beispielsweise mit dem von ihr 2007 mitinitiierten Verein «Dialog», der sich für den kulturellen Austausch zwischen Schweizerinnen, Schweizern und Menschen aus Südosteuropa starkmacht und der für die Durchführung des «Kultursprungs» mit Fest auf dem Berner Waisenhausplatz in den letzten beiden Jahren verantwortlich zeichnete.

Respekt als Grundhaltung

Verstehen hat immer mit Respekt zu tun. Diese Grundhaltung pflegen alle ITSA-Mitarbeitenden im Umgang untereinander, aber auch im Umgang mit den Kundinnen und Kunden. Einer davon ist das Korrektorat/Lektorat von Stämpfli, das zur ITSA seit einigen Jahren hervorragende und persönlich wertvolle Beziehungen unterhält.

Trotz allen Unterschieden, eines haben diese beiden Sprachdienstleister gemeinsam: die Liebe zu den Sprachen und das Bestreben, das Leben durch bessere Texte ein Stück weit angenehmer zu machen – damit zum Beispiel die neuen elektrischen Weihnachtskerzen, wenn überhaupt, nicht erst zu leuchten beginnen, wenn die Festtage längst schon wieder vorbei sind. ◆

Die Inter-Translations SA in Bern organisiert und koordiniert Übersetzungsdienstleistungen von A bis Z. Das Mitte der 70er-Jahre gegründete Unternehmen arbeitet für viele renommierte Firmen, Agenturen, Organisationen und Verbände der Schweiz. www.itsa.ch

«1191 Gramm Bern» – kein Gramm zu viel

*Martin Clausen, PR-Redaktor
Corporate Publishing*

Welche Stadt wiegt mehr: Paris oder New York? Mit den richtigen Angaben und etwas Zahlenakrobatik liesse sich diese Frage vielleicht sogar beantworten. Ungleich schwieriger wird es, wenn es darum geht, das genaue Gewicht einer Stadt zu bestimmen. Die einzige Ausnahme ist Bern. Die Schweizer Hauptstadt bringt 1191 Gramm auf die Waage. Mit all ihren bekannten und weniger bekannten Sehenswürdigkeiten. Sie zweifeln? Dann lesen Sie einfach mal weiter.

Liebeseerklärung an Bern

1191 – in diesem Jahr gründete der Zähringerherzog Berchtold V. die Stadt Bern. Zwar hat die Bundesstadt zurzeit kein echtes Jubiläum zu feiern. Doch für einen in jeder Hinsicht herausragenden Fotoband ist jeder Zeitpunkt der richtige. Für die Qualität der Fotos bürgt allein schon die Qualität des Mannes hinter der Linse. Fast zwei Jahre lang war der Fotograf Caspar Martig mit seiner Kamera in seiner Heimatstadt unterwegs, immer auf der Suche nach ungewöhnlichen Perspektiven. Herausgekommen ist ein faszinierender Bildband über Bern, 528 Seiten dick, mit fast 300 Fotografien, die die vielleicht schönste Stadt am gesamten Aarelauf in völlig neuem Licht präsentieren.

Wein- statt Bieridee

Das ist aber noch nicht alles. Der eigentliche Clou des Fotobuchs ist nämlich sein Gewicht. Bei einem Glas Rotwein sei er, Caspar Martig, auf die Idee gekommen, das geplante Werk auf ein «Kampfgewicht» von 1191 Gramm zu trimmen, in Anlehnung an die Zahl des erwähnten Gründungsjahrs. So originell der Einfall auch ist, so schwierig war es, ihn umzusetzen. «Das Gewicht eines industriell hergestellten Buchs präzise zu bestimmen, bevor es gedruckt worden ist, ist im Prinzip unmöglich», erklärt Roland Werren, Kundenberater bei Stämpfli.

Das Problem: Bei der Papierproduktion lassen sich gewisse Unregelmässigkeiten nicht vermeiden. Kleinste Abweichungen genügen, und das Gewicht eines Buchs von mehreren Hundert Seiten liegt 20, 30 oder noch mehr Gramm über dem berechneten Wert. Ebenso wenig lassen sich vorgängig Farb- und Leimauftrag ganz genau ermitteln. Ein Glück, dass die Stadt Bern, die das Fotobuch in Auftrag gegeben hatte, bereit war, die Toleranzgrenze der industriell gefertigten Hauptauflage etwas auszuweiten. Herausfordernd blieb die Aufgabe für Stämpfli trotzdem.

Historischer Augenblick

Schaffen sie es, oder schaffen sie es nicht? Diese Frage bewegte alle,



die über Monate in irgendeiner Weise mit dem Fotobuch zu tun gehabt hatten. Am 21. Oktober 2011 war es dann so weit. Die Zeiger der Uhr stehen auf kurz vor drei, die Spannung steigt: It's show time! Hinter einer dicken Glasscheibe verrichtet Peter Fuchs die letzten Vorbereitungsarbeiten. Er ist Laborleiter beim Bundesamt für Metrologie (METAS), dem nationalen Messinstitut mit Sitz in Wabern. Peter Fuchs' heutige Aufgabe: Er soll auf zwei Nachkommastellen genau das Gewicht von «1191 Gramm Bern» bestimmen – die vermutlich weltweit erste Kalibrierung eines Fotobands!

Wie schwer ist ein Kilogramm?

Normalerweise führt das METAS im Dienste von Wirtschaft, Forschung und Öffentlichkeit hoch präzise Messungen durch. Der unmittelbare Nutzen ist für Laien nicht immer sofort ersichtlich. Die praktischen Auswirkungen spüren wir jedoch alle, zum Beispiel bei

Die Stunde der Wahrheit: Wie viel bringt «1191 Gramm Bern» auf die Waage?

einer Geschwindigkeitskontrolle, beim Einkaufen oder bei der Stromabrechnung.

Eines der «verrücktesten» Projekte des METAS ist die Neudefinition des Kilogramms. Während die sechs anderen physikalischen Basiseinheiten wie der Meter oder die Sekunde jeweils auf Naturkonstanten zurückgeführt werden können, ist die einzige Bezugsgröße des Kilogramms ein reales Objekt in Form eines Platin-Iridium-Zylinders. Aufbewahrt wird dieser seit 1889 in Paris.

Dumm nur, dass das «Urkilogramm» auf der ganzen Welt nur einmal verfügbar ist, und noch dümmer, dass sich dessen Masse im Laufe der Zeit verändert, zwar nur unmerklich – Fachleute sprechen von einigen Millionstel Gramm pro Jahrzehnt –, aber immerhin. Deshalb arbeiten Wissenschaftler wie Peter Fuchs mit

Hochdruck daran, das exakte Gewicht eines Kilogramms von einer Naturkonstanten ableiten zu können. Und exakt heisst in diesem Fall wirklich exakt: auf ein Mikrogramm bzw. neun Stellen hinter dem Komma genau.

Ein halbes Gramm Abweichung

Im Vorfeld der Kalibrierung waren mehrere leicht unterschiedlich schwere Buchblöcke und Deckel ins METAS geliefert worden, die mit Unterstützung der Schumacher AG (Schmittlen) vor Ort zusammengesetzt werden sollten, um das angestrebte Gewicht möglichst präzise zu erreichen. Schon beim zweiten Versuch läuft alles rund: 1191,5 Gramm – eine vernachlässigbare Winzigkeit zu viel und mehr als deutlich innerhalb der vorgegebenen Toleranz! Ein vom METAS ausgestelltes Kalibrierzer-

tifikat bescheinigt die buchbinde-
rische Meisterleistung auch amtlich. Das zertifizierte «Urbuch» befindet sich mittlerweile an einem sicheren Ort im Berner Stadtarchiv.

Nicht gesagt ist damit allerdings, dass alle Besitzerinnen und Besitzer des Fotobands ein Exemplar in den Händen halten, das punktgenau 1191 bzw. 1191,5 Gramm wiegt. Das kann an den erwähnten Gründen oder an der Messungengenauigkeit der hauseigenen Waage liegen. Oder an beidem. Sie können jedoch davon ausgehen, dass ihr Bern-Buch nur unwesentlich vom angestrebten Wert abweicht – das ideelle Gewicht dieses in vielerlei Hinsicht einzigartigen Werks natürlich nicht inbegriffen. ♦



0,5 Gramm Differenz:
Ein solches Resultat
hatte sich wohl niemand
träumen lassen.

Der Fotoband «1191 Gramm Bern», ISBN 978-3-727-1282-6, wurde im Stämpfli Verlag gedruckt und ist für 49 Franken erhältlich unter: www.buchstämpfli.com.

Wer ist Prof. Monika Pfaffinger?

Warum haben Sie sich für das Jura-studium entschieden?

Aus Faszination für das Recht als kulturelle Errungenschaft, die ich bereits vor dem Studium durch meine Mutter, selbst Juristin und zugleich Künstlerin, vermittelt bekam. Ich erfuhr und erfahre Recht als menschliche Leistung, die mittels des Instruments der Sprache, logisch-analytischen Denkkategorien sowie Kreativität den Irrationalitäten und Unberechenbarkeiten des Lebens begegnen will.

Wo ist für Sie heute die Herausforderung, Recht zu praktizieren, Recht zu lehren oder über Recht zu schreiben?

Die Herausforderung, Recht zu lehren – damals wie heute –, liegt für mich u.a. in der Vermittlung des rational-kategorischen Handwerks der Rechtswissenschaft unter gleichzeitiger Anregung zu selbstständigem und kreativem Denken. Lehren und Lernen ist weit mehr als Informationsvermittlung und -verarbeitung. Herausfordernd ist damit auch, Faszination für eine Materie zu vermitteln – und das scheint mir ebenso eine zentrale Aufgabe des Lehrens –, was zahlreicher, auch sozialer Kompetenzen bedarf und bei hohem Engagement stets die Rückbesinnung auf eigene Ressourcen verlangt. Anspruchsvoll ist sodann, die Studierenden anzuregen, ihr Studium

gerade unter dem Bologna-System nicht einzig als Berufsausbildung, sondern als Bildung im weitesten Sinne zu sehen.

Über Recht zu schreiben, ist zunächst anspruchsvoll, weil die während des Studiums erarbeiteten Grundverständnisse im Rahmen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung in ihrer Fragilität und Dekonstruierbarkeit erkennbar werden.

Was zunächst Ziel und Herausforderung war – in stringenter Argumentation klare Aussagen mit Punkt machen zu können –, präsentiert sich beim Nachdenken und Schreiben über Recht eines Tages mit zahlreichen Fragezeichen. Entlässt man dann die wissenschaftlichen Gedanken in die Freiheit, treffen diese als auch sehr Persönliches immer wieder auf Standards und sind zu disziplinieren – ein Kunstakt.

Auch das Recht ist dem steten Wandel der Zeit ausgeliefert. Was hat sich seit Ihrem Studium verändert?

Seit meinem Studienabschluss sind noch keine Dezennien vergangen, weshalb sich vielleicht weniger Faktizitäten des Rechts denn persönliche Wahrnehmungen verändert haben. Vorab unterscheidet sich der standardisiertere Blick der Studentin von dem geöffneteren der Forscherin. Faktisch

haben sich jedenfalls im Familienrecht grundlegende Veränderungen ergeben, so z.B. die rechtliche Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft; zugleich bleibt hier eine gewisse Persistenz tradierter Familien- und Rollenbilder zu verzeichnen. Allgemein findet sich das Recht wohl weiter durch die Internationalisierung und Globalisierung unter erhöhtem Anpassungsdruck. Es steht vor der Herausforderung, pluralen Lebensformen einer multikulturellen Gesellschaft einen Regelungsrahmen und damit Boden zu geben.

Gibt es ein berufliches Projekt, welches Sie noch nicht in Angriff genommen haben, aber an dem Ihnen viel liegt?

Derzeit beschäftigt mich neben meiner Lehr- und Vortragstätigkeit sowie den kleineren Forschungsarbeiten ein grosses Projekt, meine Habilitationsschrift. Viele der sich hier stellenden Fragen werden sicherlich zu einem späteren Zeitpunkt weiter zu verfolgen sein. Besonders interessieren würde mich dabei auch die Zusammenarbeit mit Wissenschaftler/innen aus anderen Disziplinen. Im Bereich des Familienrechts reizvoll ist namentlich die Verknüpfung meiner Tätigkeit in der EKFF und ihrer familienpolitischen Perspektive mit dem wissenschaftlichen Diskurs.

Gibt es neben Recht ein weiteres Gebiet, über das Sie gerne schreiben würden?

Nein. Stattdessen würde ich mich gerne meiner musischen Sei-



Monika Pfaffinger

Ass.-Prof. Dr. iur., geboren am 12. Dezember 1974, studierte Rechtswissenschaften an der Universität Zürich. Neben ihrer Arbeit als wissenschaftliche Assistentin an der Universität Zürich verfasste sie ihre Dissertation zum Thema «Geheime und offene Formen der Adoption. Wirkungen von Information und Kontakt auf das Gleichgewicht im Adoptionsdreieck».

Monika Pfaffinger war Stipendiatin des Forschungskredites 2003 sowie 2004 der Forschungskommission und Nachwuchsförderungskommission der Universität Zürich, im Jahre 2007 erfolgte die Promotion zur Dr. iur. Es folgten Tätigkeiten als Substitutin bei Baker & McKenzie, als Auditorin am Bezirksgericht Zürich sowie Lehrbeauftragte an der Universität Luzern.

Seit 1. Oktober 2008 ist sie Assistenzprofessorin für Privatrecht mit Schwergewicht ZGB an der Universität Luzern. Ihre Forschungs- und Lehrtätigkeiten liegen im Bereich des Familien- und Personenrechts sowie des Einleitungstitels des ZGB, sodann im Sachen-, Immaterialgüter- und Datenschutzrecht.

Monika Pfaffinger ist ferner Mitglied der Eidgenössischen Koordinationskommission für Familienfragen EKFF: www.ekff.admin.ch.

te, namentlich dem Klavierspiel, mit mehr Musse widmen können.

Wie schaffen Sie sich einen Ausgleich zum spannenden, aber anstrengenden Berufsalltag?

Durch Vertiefung in die vielen anderen Dinge, die Lebendigkeit und Inspiration vermitteln, welche mir wertvolle Menschen, Literatur, Musik, Kunst und Sport schenken.

Können Sie uns eine interessante Geschichte aus Ihrem Berufsalltag erzählen?

Jeder einzelne Tag meines Berufsalltages liefert interessante Geschichten, bei so vielen Begegnungen mit verschiedensten Persönlichkeiten unter Studierenden, Kolleginnen und Kollegen sowie im Rahmen wissenschaftlicher Auseinandersetzungen.

Über was können Sie lachen, was stimmt Sie traurig?

Die Fähigkeiten und Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens. Gute und schlechte Urteile. ♦

Waris Dirie «Wüstenblume»

Waris Dirie wächst in ärmsten Verhältnissen in Afrikas Wüste auf und muss täglich ums Überleben kämpfen. Sie wird Opfer der grausamen Tradition der Frauenbeschneidung, und mit 13 Jahren soll sie zwangsverheiratet werden, weshalb sie ihr Zuhause fluchtartig verlässt. Sie flieht nach London, wo sie später von einem Starfotografen entdeckt und zu einem der bestbezahlten Models der Welt wird. So viel zum Inhalt.

Warum ich gerade dieses Buch ausgewählt habe? Weil ich Literatur, die von anderen Ländern und Kulturen handelt, sehr interessant finde. Und weil man viel über andere Bräuche und Weltanschauungen erfährt.

Bei der Biografie von Waris Dirie beeindruckt mich die Kraft und der Mut dieser Frau, wie sie es geschafft hat, aus ihrem Dilemma auszubrechen und ein neues Leben zu beginnen. Ihren Erfolg als Model nutzt sie nun, um die ganze Welt auf die Missstände in ihrem Land aufmerksam zu machen.

Das Buch ist von Anfang an sehr mitreissend und spannend geschrieben. Und es zeigt, dass im Leben sehr viel mehr möglich ist, als wir denken. Ausserdem wird man sich wieder bewusst, wie komfortabel wir es in der Schweiz haben und dass wir dies zwischendurch einfach vergessen.

Susanne Cabrera-Späti,
Abomarketing

Passepartout – eine Schriftenreihe der Burgerbibliothek Bern



Die Schriftenreihe **Passepartout** gibt einen fachkundigen Einblick in die Archivschätze der Burgerbibliothek. Jeder Band ist eine bibliophile Kostbarkeit.

*Claudia Engler, Herausgeberin
Passepartout*

Die Burgerbibliothek Bern an der Münsterergasse 63 ist ein öffentliches wissenschaftliches Archiv, das zahlreiche wertvolle und international bedeutende Bestände an Handschriften, Archivalien und Bilddokumenten verwahrt. Zu den bekanntesten Sammlungen zählen die rund 1000 mittelalterlichen Handschriften und die Archivalien zur Schweizer und Berner Geschichte. Darunter befinden sich Nachlässe bedeutender Persönlichkeiten wie des Arztes, Dichters und Universalgelehrten Albrecht von Haller (1708–1777) und des Pfarrers und Schriftstellers Jeremias Gotthelf (1797–1854).

Trouvaillen ans Licht geholt

Neben diesen gibt es Objekte und Sammlungsteile, eigentliche Trouvaillen, die nie beachtet oder zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind. Um diese Schätze ins richtige Licht zu rücken, lancierte die Burgerbibliothek 2009 die neue Schriftenreihe **Passepartout**. Der Name **Passepartout** ist Programm: In freier thematischer Folge erscheint einmal jährlich ein reich bebildeter und aufwendig gestalteter Band, der kurz, fachkundig und leicht lesbar in die Materie einführt und damit den Freunden der Burgerbibliothek und einem historisch interessierten Publikum, aber auch Fachleuten zum Schlüssel in die Archivschätze wird.

Ohne Zusammenarbeit geht nichts

Die Arbeit mit archivarischen Beständen und erst recht deren Vermittlung ist immer Zusammenarbeit. Nur im engen Austausch zwischen den Spezialisten im Archiv und den Archivnutzern können Archivalien richtig eingeordnet und damit zum Leben erweckt werden. Genau diesen Dialog greifen auch die Passepartout-Bände auf, sind sie doch bisher alle in enger Teamarbeit entstanden: Der erste Band Passepartout geht auf eine Seminarveranstaltung des Instituts für Germanistik der Universität Bern zurück, die sich mit spätmittelalterlichen, deutschsprachigen Handschriften beschäftigte. Gemeinsam mit den wissenschaftlichen Mitarbeitern der Burgerbibliothek wurden die Handschriften untersucht und die gemeinsam gewonnenen Ergebnisse im Passepartout publiziert. Im zweiten Passepartout, das sich dem gemalten Vogelbuch der Familie Graviseth aus dem 17. Jahrhundert widmet, beleuchten ein Historiker, ein Ornithologe und ein Kunsthistoriker aus ihren Fachperspektiven das künstlerisch und vogelhistorisch einmalige Werk. Autorinnen und Autoren aus dem Archiv und Forschende von ausserhalb vereinen auch die Passepartout-Bände zum Sigriswiler Pfarrer, Chronisten und Zeichner Karl Howald (1796–1869) oder zum Berner Maler Rudolf Mürger (1862–1929). In Mürgers umfangreichem Nachlass fanden sich die Vorstudien zur Ausmalung des Kornhauskellers. Die

Musikantenfiguren in den Zwickelfeldern des Gewölbes zeigen Mürger als Teil eines grossen, sich freundschaftlich verbundenen Freundeskreises von Berner Künstlern, zu denen auch Ferdinand Hodler zählte. Das jüngste Passepartout kann so als praktischer Führer durch den Kornhauskeller gebraucht werden.

Jeder Band eine bibliophile Kostbarkeit

Eine ganz besondere Sorgfalt wird auch auf die Gestaltung des Passepartouts gelegt, damit sich die Bände einerseits sehr attraktiv präsentieren, andererseits auch dem historischen Archivgut gerecht werden. In Zusammenarbeit von Gestalter, Fotograf und den Spezialisten bei Stämpfli wurden bei Wahl des Papiers bis hin zu Schrift, Satz und 5-Farben-Druck anspruchsvolle und ansprechende Lösungen gefunden, sodass sich jedes einzelne Passepartout über seinen Inhalt hinaus als eigene kleine bibliophile Kostbarkeit präsentiert.

Moderne Archive entsprechen nicht mehr dem Bild der verstaubten Grüfte. Sie sind transparent geworden, nicht zuletzt durch das Internet, das ihre Bestände online abfragbar macht. Gleich geblieben sind hingegen die Aufgaben des Sammelns, Bewahrens, Erschliessens und Vermittelns. Mit dem Passepartout öffnet die Burgerbibliothek vertrauensvoll ihre Tresore und Magazine – und hofft, den Leserinnen und Lesern ein vielfältiges, entdeckungsreiches Archivkaleidoskop zu eröffnen. ◆

Tablet-PCs: neue Publikationswege im digitalen Zeitalter

Robert Toth,
Leiter Berater Internet

Mit dem iPad hat Apple vor knapp zwei Jahren eine vollkommen neue Geräteform geschaffen. Die Tablet-PCs vereinen Touchscreen-Technologie mit einer ansehnlichen Bildschirmgrösse, Prozessorleistung und intuitiven Betriebssystemen. Durch die handliche Grösse und die guten Batterielaufzeiten bieten sich die Geräte für den Medienkonsum unterwegs förmlich an. Entsprechend gross ist das Interesse. Inzwischen haben viele grosse, aber auch kleine Verlage erste Erfahrungen mit Mobile Publishing gesammelt – sei es in Form von digitalen Tageszeitungen oder interaktiven Magazinen.

Chancen

Neben Verlagen ist das Interesse auch bei Marketingfachleuten sehr gross. Für Kataloge, Handbücher, Verkaufsunterlagen und Corporate-Publishing-Publikationen wie

Geschäftsberichte bieten Tablet-PCs vielfältigste Möglichkeiten. Die Unternehmen können die Shareholder auf ansprechende und innovative Weise informieren und mit attraktiven Produktpräsentationen punkten.

Nachdem in den vergangenen zwei Jahren das Thema vor allem in Fachkreisen intensiv diskutiert wurde, gewinnt es immer mehr an Relevanz für breite Nutzergruppen. In unseren Gesprächen mit mittelständischen Unternehmen, Fachverlagen und Verbänden nehmen wir aber neben Begeisterung auch kritische Fragen. Verunsicherung herrscht in erster Linie bezüglich des wirklichen Mehrwerts solcher Lösungen. Bisher veröffentlichte Downloadzahlen bei Verlagen werfen Fragen nach der Wirtschaftlichkeit des Publikationskanals auf: Die Nutzungs- und Downloadzahlen sind tief, die Einnahmen entsprechend gering.

Tablet-PCs gewinnen immer mehr an Bedeutung und werden den Medienkonsum verändern.



Ursachen

Der fehlende Erfolg ist vor allem auf eine mangelnde Marktgrösse – also nicht genug potenzielle Kunden – zurückzuführen. Die Problematik der tiefen Benutzerzahlen sollte jedoch durch die weiterhin sehr hohen Verkaufszahlen nach und nach entschärft werden.


Auch die Kannibalisierung von Print- und Tablet-Publikationen führt bei vielen Kunden zu Unsicherheit. Wie stark konkurrenzieren Onlineangebote herkömmliche Printausgaben? Diese Frage lässt sich nicht abschliessend beantworten, da noch keine verlässlichen Studien existieren. Es besteht die Gefahr, dass einige Leser die gedruckte Publikation durch die digitale ersetzen, aber bedeutsam dürfte diese Kannibalisierung nicht ausfallen. Grundsätzlich hat jedes Produkt seine Abnehmer, sofern es den Kundenbedürfnissen angepasst ist.

Unsere Tipps

Jedes Unternehmen muss selbst entscheiden, ob es Tablet-Publishing als Publikationskanal erschliesst oder noch zuwartet. Eines sollte man heute aber sicherlich nicht machen: die Tablet-PCs als Hype für Technikinteressierte abtun. Denn Tablet-PCs gewinnen immer mehr an Bedeutung und werden den Medienkonsum verändern. Deshalb ist es für Unternehmen unerlässlich, fundierte Entscheidungen zu treffen, welche die eigene Situation und die realen Möglichkeiten auf dem Markt berücksichtigen. Als Spezialisten für

Publikationen beschäftigen wir uns eingehend mit Mobile Publishing und beraten unsere Kunden kompetent, sachlich und offen – zum Beispiel marina.ch. Interessierte können die Gratis-App im App-Shop herunterladen. ♦

● ● ● **Blickpunkte**



«Das ging schnell!»

Am nationalen Zukunftstag für Mädchen und Jungen erhielten Fünft- und Sechstklässler Einblick in unsere Welt der Publikationen. Nach einer Vorstellungsrunde besuchten die Kinder in zwei Gruppen verschiedene Abteilungen und erfuhren einiges über die vielseitigen Berufe im Hause Stämpfli. Selber Hand anlegen konnten sie in der Sortimentsbuchbinderei beim Gestalten von bunten Notizblöcken. Mithilfe unserer Polygrafen in Ausbildung durften sie das eigene Porträt freistellen, einen Hintergrund einfügen und verschiedene Verformungseffekte ausprobieren.

Am Nachmittag hiess es dann dem Vater, der Mutter, der Gotte oder dem Götti über die Schulter schauen und sie bei der praktischen Arbeit unterstützen. So auch für Jonas, dessen Vater gerade über einer Kolumne für die Marginalie brütete. «Mir hat die Druckanlage am besten gefallen», fasste Jonas das Erlebte zusammen. «Es war lustig, dem Papier zuzuschauen, wie es hindurchsauste. Vorne leer und hinten voll bedruckt. Das ging schnell!»

Thomas Elmiger
Berater Publikationssysteme

● ● ●

Museumsstadt Warschau

*Danuta Dąbrowska,
Sales Manager, Stämpfli Polska*

Warschau ist nicht nur die Stadt der schönen Pärke, sondern besitzt auch viele Museen, die auch oder gerade in der kalten Jahreszeit einen Besuch lohnen. Besonders sehenswert sind das Museum des Warschauer Aufstandes, das Frédéric-Chopin-Museum oder das Wissenschaftszentrum Kopernikus.

Museum des Warschauer Aufstandes

Der Warschauer Aufstand wurde von der Untergrundorganisation Armia Krajowa (polnische Heimatarmee) im Rahmen der Aktion «Gewitter» organisiert und dauerte 63 Tage (vom 1. August bis zum 3. Oktober 1944). Das militärische Ziel war gegen die deutsche Besatzung gerichtet. Das strategische Ziel der Operation: die russische Besatzung in Polen zu verhindern. Für die Freiheit kämpften nicht nur die Untergrundarmee, sondern auch Zivilisten, darunter viele Frauen, Jugendliche und Kinder.

Den über 200 000 Opfern des Warschauer Aufstandes zu gedenken, war in Polen lange Zeit nicht möglich. Erst im Jahre 2003, auf Anregung des damaligen Warschauer Stadtpräsidenten Lech Kaczyński, wurde das Museum im Gebäude des stillgelegten Strassenbahn-Elektrizitätswerks gegründet. Das Gebäude (aus dem

Jahre 1908) war eine Ruine, wurde aber nach dem Entwurf des Krakauer Architekten Wojciech Obtulowicz ausgezeichnet umgebaut. Die feierliche Eröffnung des Museums fand am 31. Juli 2004 statt, am Vortag des 60. Jahrestags des Aufstandsausbruchs.

In der damaligen Industrieanlage mit drei Stockwerken und 3000 Quadratmetern Ausstellungsfläche befinden sich über 1000 Ausstellungsstücke. Präsentiert werden Filmchroniken, Bilder, Dokumente, Andenken, Rekonstruktionen – z.B. ein Bomber «Liberator», Druckmaschinen von 1940, eine Kanalisation, durch die sich die Aufständischen aus der brennenden Stadt zurückgezogen haben, oder ein Krankenhaus für Widerstandskämpfer.

Das Museum zeigt den Alltag der Aufständischen, deren Liebe, Freundschaften, Waffenbrüderschaft, Tod, Hoffnung, Verzweiflung. Die Besucher hören die Geräusche der kämpfenden Stadt, die Bombardierungen, den Herzschlag.

Frédéric-Chopin-Museum

Einen guten Einblick in Chopins Leben und Schaffen erhält man im Chopin-Museum am Rande der Altstadt, das am 1. März 2010, dem 200. Geburtstag des Komponisten, eröffnet wurde. Im Ostrogski-Palast, der während des Zweiten



Weltkriegs total zerstört und 1954 wieder aufgebaut wurde, befindet sich nicht nur der Sitz der Frédéric-Chopin-Gesellschaft, sondern auch eine Sammlung mit Handschriften, Porträts und Briefen von Chopin, einem der bedeutendsten Komponisten der klassischen Musik. Nicht nur die Architektur des Mailänder Ateliers Migliore & Servetto und die Ausstellungsräumlichkeiten – zum Beispiel der sargähnliche Raum mit Locke und Totenmaske von Chopin – tragen zu einer einmaligen Atmosphäre bei, sondern auch der Umstand, dass höchstens 70 Besucherinnen und Besucher die Ausstellung gleichzeitig besichtigen können. Eine Voranmeldung lohnt sich.

Wissenschaftszentrum Kopernikus

«Was du mir sagst, das vergesse ich. Was du mir zeigst, daran erinnere ich mich. Was du mich tun lässt, das verstehe ich.» Dieser Grundsatz von Konfuzius schwebte den Gründern des Wis-

Ein Besuch des Wissenschaftszentrums Kopernikus lohnt sich zweifach: Im Innern erhält man einen Einblick in die Welt der Naturwissenschaften, auf dem Dach hat man eine wunderschöne Aussicht über die Weichsel.

senschaftszentrums Kopernikus vor, das im November 2010 seine Pforten öffnete. Das Zentrum ermöglicht den Besuchern auf interessante und teils sogar witzige Weise einen Zugang zur faszinierenden Welt der Naturwissenschaften. Die kleinen und grossen Gäste sollen neugierig gemacht und dazu angeleitet werden, eigenständig und kritisch die Welt zu entdecken und mit wissenschaftlicher Forschung in einen Dialog zu treten.

Museum für Moderne Kunst

Und nun warten wir auf eine weitere – hoffentlich genauso gelungene – Einrichtung in Warschau: das Museum für Moderne Kunst nach dem Entwurf des Schweizer Architekten Christian Kerez. Die Einweihung ist für Mitte 2016 geplant. ◆

Übersetzung aus dem Polnischen
Joanna Brzyska

Die Medizin zur Zeit der Römer

Pascal Bader

Korrektorat/Lektorat

Schon seit meiner Kindheit faszinieren mich die Kulturen des Altertums und vor allem das antike Rom. So habe ich mich natürlich für eine klassische Bildung entschieden, zunächst Latein am Gymnasium und danach Geschichte und Archäologie an der Universität studiert. Im Verlauf meiner Forschungsarbeiten an der Universität wurde mir bewusst, wie paradox die römische Kultur ist, wie nahe sie unserer heutigen Welt ist und wie weit entfernt zugleich. Diese Ähnlichkeiten und Unterschiede lassen sich am Thema Medizin besonders gut aufzeigen.

Im Gegensatz zu unserer Zeit hatte die Bevölkerung im alten Rom eine eher beschränkte Lebenserwartung, und je nach Gesellschaftsschicht war der Gesundheitszustand sehr unterschiedlich. Dazu kamen eine sehr hohe Kindersterblichkeit, bei der kleinsten Verletzung das Risiko einer Infektion mit potenziell verhängnisvollem Verlauf sowie ein wirtschaftliches und politisches Umfeld, das alles andere als stabil war.

4-Säfte-Lehre

Durch literarische, epigrafische und archäologische Quellen ist die Medizin in der römischen Kultur gut belegt. Die Römer haben, allerdings mit einem gewissen Wider-

stand, die hippokratische Medizin übernommen, die auf genauer, individuell abgestimmter klinischer Beobachtung beruhte. Die Körperfunktionen wurden durch vier Säfte erklärt: Blut, Schleim, gelbe Galle und schwarze Galle. Die Ärzte, die ihre Tätigkeit im zivilen wie auch im militärischen Rahmen ausübten, waren offensichtlich gut ausgebildet, auch wenn keine offiziellen Diplome ausgestellt wurden. Sie waren mit den medizinischen Lehrbüchern vertraut, führten mithilfe von ausgeklügelten Instrumenten grundlegende Untersuchungen durch, versorgten Wunden und Knochenbrüche, nahmen komplexe chirurgische Eingriffe vor (Amputationen, Nierensteine, grauer Star usw.) und stellten ihre eigenen Medikamente her.

Kennzeichnend für die römische Medizin ist auch das Bestreben, die Gesundheit zu erhalten und Krankheiten vorzubeugen durch Hygienevorschriften, aber auch durch Diäten, die auf die Konstitution, das Geschlecht und das Lebensumfeld des Individuums abgestimmt wurden. Dennoch sah sich der römische Mediziner mit unüberwindlichen Problemen konfrontiert, da ihm weder die Anästhesie noch Kenntnisse über die anatomischen Besonderheiten des menschlichen Körpers, vor allem über den Blutkreislauf, zur Verfügung standen. Deshalb griff die

medizinische Wissenschaft oft auf Religion und Magie zurück, entweder als Ergänzung oder als allerletztes Mittel.

Hippokratischer Eid

Heute wird die Bekämpfung von Krankheiten durch hoch entwickelte, leistungsfähige Techniken erleichtert, die man in den Labors laufend weiterentwickelt: Röntgenaufnahmen, Ultraschall, Computertomografie, MRI usw. Mit diesen Techniken lässt sich der Körper nun in Echtzeit beobachten. Doch die heutige Medizin ist aus einer jahrhundertelangen Entwicklung der Techniken und der Erkenntnisse hervorgegangen, und im Bereich der Ethik ist das antike Denken noch heute massgebend. So bildet der hippokratische Eid, ein Text aus dem vierten Jahrhundert vor Christus, der mit dem berühmten griechischen Arzt in Verbindung gebracht wird, weiterhin das Fundament unserer westlichen Medizin,

auch wenn er in den medizinischen Gesellschaften teilweise umstritten ist. Er legt die grundlegenden moralischen Pflichten der Ärzte fest, zum Beispiel die Beachtung des Arztgeheimnisses. Schliesslich haben sich zwar die Heilverfahren und das Bild der Krankheit seit den Zeiten der Griechen und Römer erheblich verändert, doch das grundlegende Gebot der Medizin gilt weiterhin: Die Gesundheit und das Leben des kranken Menschen nicht zu schädigen. ◆

Pascal Bader arbeitet seit 2009 bei Stämpfli im Korrektorat/Lektorat. In seiner Freizeit widmet er sich vornehmlich der römischen Kultur. Zurzeit schreibt er an seiner Doktorarbeit zum Thema «Medizinische Instrumente zur Zeit der Römer». Zudem ist er Verfasser zahlreicher Beiträge zu diesem Thema. Oder er wirkt als Organisator und Referent, zum Beispiel an der Sonderausstellung «La médecine à l'époque romaine. Quoi de neuf, docteur?» im Musée gallo-romain in Lyon, die noch bis 22. April 2012 dauert.

